

„Sitz im Leben“ einer Rezension ohne die Absicht, das Lob für die hervorragende Arbeit des Vf. einschränken zu wollen: Ich vermag mit der Wertung der Geschichte der orthodoxen Theologie in Rußland und Griechenland kaum übereinzustimmen. Die westlich verfremdete (deswegen aber keineswegs dem Westen gegenüber wirklich offene) orthodoxe Schultheologie ist keine Erfindung der Russen, wie der Vf. zwar nicht behauptet, wie man aber angesichts der ständig wiederholten Assoziierung von russischer und „scholastischer“ Theologie meinen könnte (z.B. S. 19 ff., 119, 237 ff.). Von Andrououts einmal zu schweigen, war ja auch die Confessio Dosithei keine russische Schöpfung, und die Werke des aus der Moldau gebürtigen Kiever Metropoliten Petr Mogila sind es nur bedingt. Feofan Prokopovič aber hat der Schultheologie nur eine neue Ausrichtung verliehen, sie jedoch nicht geschaffen (zu S. 20).

Angesichts der sonst durchweg kenntnisreichen und gründlichen Arbeit verwundert die Leichtfertigkeit, mit der der Vf. behauptet, Justin Popović äußere sich nicht ausdrücklich zur Filioque-Frage. Das stimmt so nur für den vom Vf. zitierten ekklesiologischen Zusammenhang. Dagegen findet sich in Buch I seiner Dogmatik der Orthodoxen Kirche (Dogmatika Pravoslavne Crkve, Beograd 1932, § 28) ein Kapitel zur Filioque-Frage, das an polemischer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Unschön und dem orthodoxen Sprachgebrauch absolut nicht gemäß ist die häufige Benennung der Bischöfe ausschließlich nach ihren Familiennamen. Für die besondere Charakteristik der theologischen Schriften Justin Popovičs, die dem Leser nach den vom Vf. gebrachten Beispielen für Struktur und Inhalt seiner Lehre nicht hinreichend nachvollziehbar wird, wünschte man sich gelegentliche Beispiele zur Veranschaulichung. Die Behauptung, daß sich die Rolle der Laien in der Metropolie von Sremski Karlovci auf die serbische Theologie bis heute auswirke (S. 275), vermag die Studie des Vf. gerade nicht zu erweisen. Und schließlich könnte man, wie der Vf. richtig feststellt, in der Sicht der *heutigen* orthodoxen Theologie gewiß leichter Argumente für die stärkere Beteiligung der Laien finden, wie sie im Sabor-System der Kirche von Karlowitz vorgesehen war. Dem Leser wäre freilich besser geholfen, wenn diese zutreffende Behauptung auch mit Argumenten abgestützt worden wäre.

Erlangen

Karl Christian Felmy

Stephan Kuß: *Römische Kurie, italienischer Staat und faschistische Bewegung*. Der Vatikan und Italien in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg bis zur totalitären „Wende“ des Mussolini-Regimes (1919–1925) (= Europäische Hochschulschriften III/632), Frankfurt–Berlin – Bern (Peter Lang) 1995, 282 S., kt., ISBN 3-631-4787-5-5.

Vorliegende Dissertation untersucht die vatikanische Politik gegenüber dem heraufkommenden Faschismus in den Jahren 1919 bis 1925. Als Quellen dienen zum Teil zum ersten Mal ausgewertete Dokumente aus den Vatikanischen Archiven. Daneben werden die Werke bekannter italienischer Historiker konsultiert. Mit Ausnahme von Spadolini und Candeloro handelt es sich um Autoren, die in Italien zu den „katholischen Historikern“ gerechnet werden. Dabei bestätigt sich wieder einmal, daß diese an italienischen Universitäten lehrenden Katholiken (Monticone, De Rosa, Scoppola, Rumi, Miccoli ...) eine durchaus kritische und objektive Darstellung der Geschichte des Katholizismus bieten.

Im ersten Kapitel geht der Verf. den Beziehungen des Vatikans zum liberalen italienischen Nationalstaat vom Ende des Kirchenstaats bis zum ersten Weltkrieg nach. Er schildert, auf dem Hintergrund der gemeinsamen Kampfstellung gegen den Sozialismus, die Annäherungen unter den Regierungen Rudinì, Peloux und Giolitti, die im *Patto Gentilone* zu einem sichtbaren Ergebnis führten. Sicher richtig sind die Bemerkungen zur Enzyklika *Rerum Novarum*, die ähnlich wie die Sozialgesetzgebung Bismarcks als Maßnahme gegen den (atheistischen) Sozialismus zu verstehen ist. Nicht zufällig war der Leiter der *Opera dei Congressi*, Toniolo, ein Anhänger des deutschen Kathedersozialismus, bei der Vorbereitung der Enzyklika maßgeblich beteiligt. Allerdings erscheint die Darstellung von Kuß doch etwas einseitig. So spielten z.B. auch außenpolitische Überlegungen, die Antidreibundpolitik Rampollas und die Annäherung an die französische Republik, beim Zustandekommen der Enzyklika eine Rolle.

Nicht uninteressant ist das zweite Kapitel, in dem der Verf. aufzeigt, wie im Grunde noch immer die „Römische Frage“, d.h. die Wiedererrichtung des Kirchenstaates, die päpstliche Politik gegenüber Italien bestimmte. Auf Grund bisher unbekannter Akten wird gezeigt, daß auch hinter der Friedensbemühungen des Vatikans die Illusion von einer Rückgewinnung der

weltlichen Herrschaft stand. Auch hierzu dürfte freilich noch nicht das letzte Wort gesprochen sein.

Ein erster umfangreicher Hauptabschnitt wendet sich der Politik des Vatikans gegenüber Italien unter den Nachkriegskabinetten zu. Neben die Sozialisten als Massenpartei trat in den Nachkriegsjahren die vom Vatikan zwar geduldet, doch stets mit Argwohn beobachtete katholische Volkspartei Don Sturzos. Ideologisch weit näher stand den führenden Kirchenmännern der Regierungschef und Wirtschaftswissenschaftler Francesco S. Nitti, der persönlich mit hohen kirchlichen Würdenträger befreundet war und – auch er nicht unberührt vom Kathedersozialismus – eine Sozialreform von oben der demokratischen Bewegung mit Streik und Klassenkampf vorzog. In Kontrast zum herzlichen Verhältnis des Kardinalstaatssekretärs Gasparri zur Regierung Nitti standen die kirchlichen Repressalien gegen die Volkspartei, die in den Augen Gasparris (so der englische Botschafter De Salis) eine „Ansammlung von Verrückten“ darstellte. Insbesondere mißfiel dem Vatikan die Übereinstimmung der Volkspartei mit den Sozialisten in der Frage der Streiks. Mit zu den Ergebnissen der Arbeit gehört der Aufweis, daß auch Benedikt XV. im Grunde kein Verständnis für die demokratische Volkspartei hatte (vgl. seine Randbemerkung: „...muora pure il Pipi,“ – sic!). Was für ihn zählte, war die Aufrechterhaltung der Ordnung gegen „subversive Elemente“. Die repressive Politik des Vatikans gegen die Volkspartei hielt noch an, nachdem die „squadre“ der „Schwarzhemden“ Mussolinis und seiner faschistischen Partei das Land mit Terror überzogen und die Zusammenstöße zwischen Sozialisten und Faschisten bürgerkriegsähnliche Ausmaße annahmen. Dies gilt besonders für die Zeit der auf Nitti folgenden neuen Regierung Giolitti, der als aus dem Risorgimento kommender Liberaler wenig Sympathie bei dem noch immer unter dem Trauma des Verlustes seiner weltlichen Macht leidenden Vatikan fand. Die angebliche Untätigkeit des Staates gegen die zunehmende Gewalt verstärkte die Abneigung des Vatikans gegen die liberale Regierung. Diese Situation verstand Mussolini geschickt zu nutzen. Bemüht, die konservativen Ordnungsfaktoren, insbesondere die katholische Kirche, als Säulen in sein Systems einzubinden, vollzog er eine philokatholische Wende, ja er brachte unmißverständlich zum Ausdruck, daß der Katholizismus die romanische Religion schlechthin darstelle

und die Päpste als Nachfolger der römischen Kaiser Hüter des romanischen Reichsgedankens seien.

Wie sehr solche Gedankengänge nutzbringend für den Faschismus waren, zeigte sich nach der Machtübernahme des „Duce“. Dieser verstand es sich in den Augen des Vatikans immer mehr als Garant der Ordnung zu profilieren. Zwar wandte sich die Vatikanpresse nach wie vor gegen die gewalttätigen Übergriffe der Faschisten, aber in weitaus milderem Tönen als gegen die Sozialisten, wobei es auch nicht an Entschuldigungen fehlte, wie der, daß der Duce keineswegs die Maßnahmen subalternen Faschisten und ihrer Banden billige. Daß die Vertreter der Volkspartei anderer Ansicht waren, auch daß sie den Mord an Matteotti verurteilten, wurde von Seiten des Vatikans nicht gerne gesehen. Unter Pius XI., der ein Gegner der Demokratie war, bekamen die Bischöfe die Anweisung, nicht die Volksparteiler, sondern die Faschisten bei Wahlen zu unterstützen. Schließlich desavouierte der Vatikan die Volkspartei, entpolitisierte den Klerus und schickte den Parteigründer Sturzo, der sein „Ich gehorche“ sprach, nach Sizilien zurück. An Stelle der Partei trat kirchlicherseits eine von oben her hierarchisch organisierte „katholische Aktion“ zur Rettung von Ordnung und Sittlichkeit. Dies entsprach der faschistischen Idee des „ethischen Staates“. Kirchlicher und staatlicher „Totalitarismus“ kamen sich entgegen vor allem in Fragen der Familien- und Bevölkerungspolitik. Im Vergleich zum liberalen Staat und zur Gefahr des atheistischen Sozialismus erschien der Faschismus zum mindesten als das geringere Übel.

Auch wenn in Einzelfragen manches, wie angedeutet, vielleicht differenzierter gesehen werden müßte, so verdient vorliegende Arbeit wegen ihrer Unparteilichkeit volles Lob. Sie hat überzeugend eine weitgehende Affinität der damaligen römischen Kirchenleitung zu totalitären Systemen aufgezeigt. Was aber auch klar wird, ist der Umstand, daß der Katholizismus nicht unbedingt und immer und überall mit der Kirchenleitung identisch war: Es gab nicht nur den Vatikan, es gab auch die Volkspartei, die eine andere Vorstellung von Staat und Gesellschaft hatte.

Rom

Otto Weiß